

Schöner berichten

Alexander von Humboldt, Hubert Fichte und Daniel Kehlmann in Venezuela

Von Anna Echterhölter

D

euter zu Detektiven fordert Sybille Krämer und liefert eine optimale Metapher des Verstehens gleich mit: das Spurenlesen. Wunderbar. Niemand macht sich mehr die Finger »geistig« beim Interpretieren, an der wahren Wahrheit, die durch das Buchstabengerümpel hindurch erfasst wird. Niemand wird auch im Zuge der modischen Medienontologie von unschreibenden Dingen annulliert. Man räumt den Dingen und Medien ihren Platz als Agenten der Kulturproduktion ein, wird aber selbst als Sinnproduzent nicht ganz undenk-

bar. Weil die Spur in der Welt ganz unschuldig Streifen macht und nichts damit meint und auch keinen Bildplatz für einen Meinenden hat und trotzdem als Ereignis erkennbar ist, liegt es also endlich am helllichten Tag herum: Wenn wir Spuren lesen, sind wir selbst für den »Fall« zuständig. Aus den Indizien macht sich jeder selbst ein schönes Narrativ. Selbst die letzten überlebenden Krimifeinde, die Textsorten, in denen grundsätzlich Polizisten siegen, als strukturkonservativ ablehnen, dürfen sich wieder zurücklehnen. Man kann ihnen verraten, dass die Spurenmetapher eigentlich Begriffsarbeit ist und der Sinntransport eben rechtzeitig ausgesetzt wird, sodass noch gerade etwas Bastei-Lübbe-Trash auf die Dekonstruktion abfärbt, aber nur in Pastelltönen. Gerettet wird ein sehr aufgeräumtes kulturwissenschaftliches Bedeutungskonzept. Die Faszination eines Verständnismoments ist als Puzzleglück richtig, als echter Seinszugang irgendwie falsch. Wer puzzelt, sucht draußen nach Eigensinn, bei möglichst unbekanntem Spuren, Spuren, zu denen man hinfährt, zum Beispiel nach Venezuela, wenn es nicht anders geht.

Venezuela kann man auf alle möglichen Arten darstellen. Heftig überspitzt gilt sogar, dass die ehemalige Kolonie am Konzept des Faktums selbst mitgeschrieben hat. Jedenfalls sind Arndt Brendecke und andere dabei, eine groß angelegte Umfrage der Spanischen Krone auszuwerten, die 1577 Fragebögen an all ihre Statthalter versandt hatte. Man wollte flächendeckend wissen, wie viele Götter es gibt, wo der nächste Hafen gelegen ist, und forderte Zeichnungen der wichtigsten Gebäude. Der heterogene Datenrücklauf musste gleichwohl standardisiert werden, und es waren vor allem Tabellen, die dazu beitragen, dekontextualisierte, aber wahre Einzeldaten zu erzeugen. Wenn auch Fakten immer wichtiger wurden, konnten sich die Tabellen nicht durchsetzen. Insofern lohnt sich ein Blick darauf, wie Fakten durch Erzählungen eingefärbt werden, selbst in vermeintlich themenzentrierten Reiseberichten und vor allem in solchen, die ästhetisch sein wollen.

Im *Lonely Planet* hat Krzysztof Dydyński es geschafft, rings um alle Reisefakten das Land mit jedem Schritt zu prostituieren. »Im Norden wird Venezuela von einer 2813 km langen Küstenlinie begrenzt – gepunktet von zahllosen Stränden.« Fakten sind genau dann erwähnenswert, wenn sie lecker, angenehm oder spottbillig sind und obendrein noch wow machen: eine Verwöhnpackung für Körper aus Industrienationen. »Besucher können reibungsfrei reisen, bekannten Komfort genießen und gleichzeitig ein Kaleidoskop exotischer Landschaften, Menschen und wilder Tiere erleben.«

Oder waren es wilde Menschen, exotische Tiere und Landschaften? Egal: »It's the easy bit of South America.« Es folgt eine Hochglanzseite Fotos von Tieren und Menschen. Der längste Wasserfall der Welt, Kolumbus' erster Fußtritt auf seinen neuen Kontinent, und – ach ja – echt schrille Politik: »Die Luftschlacht über Caracas, mit Kriegsflugzeugen zwischen den Hochhäusern, gab diesem Coup eine cinematografische, wenn nicht apokalyptische Dimension.« (So viel über den zweiten Putschversuch des Jahres 1992, nachdem Chavez mit Panzern gescheitert war.) Grad erfährt man noch, dass eine Miss Universe namens Irene Sáez bei den Wahlen 1998 gegen Hugo Chavez verloren hat, politische Programme passen nicht mehr ins Layout. Hier stimmen also die Fakten, der Gesichtspunkt ihrer Verknüpfung allerdings ist lausig.

Weniger Fakten und mehr Erzählung helfen Venezuela aber auch nicht unbedingt. In Daniel Kehlmanns Roman *Die Vermessung der Welt* besteht dieses Reiseland aus Hitze, Hitze, Moskitos und Hitze, ein wenig ausgepeitschten Indianern und dem obligatorischen Dschungel. Dafür hat der Plot eine androide Stringenz. Dafür sind die intellektuellen Reisen Alexander von Humboldts und Carl Friedrich Gauß' gut recherchiert. Dafür ist eine hochgotische Erzählarchitektur entstanden – die allerdings mit einem relativ überschaubaren Gedanken-Ikea ausgestattet ist. Was man bei all der historischen Farbe, den Anekdoten, dem Schriff und dem Ulk leicht übersieht, ist die Tatsache, dass hier vor allem die Thrakerin lacht über Thales, der beim Theoretisieren in den Brunnen gefallen ist. Wie Hans Blumenberg gezeigt hat, sind die Theoretiker und Verkopften, die Forscher und die Sucher seit Jahrtausenden komisch und linkisch dargestellt worden, und genau das ist die Fallhöhe des erfolgreichen Geschichtsstücks, das es leicht hat, mittelständisches Menschlichkeitspathos und Mathematikphobie gegen die Seltamen zu mobilisieren. Wo die Normalbürger über die Nerds lachen, stehen die Fakten schon lange fest, nein, sie werden sogar jedes Mal neu befestigt statt betrachtet.

Was aber ist mit denen, die wie Alexander von Humboldt und Hubert Fichte in Venezuela exzessiv auf der Suche waren? Sie haben faktenreiche, plotlose Spuren hinterlassen. Sie waren sachversessen, aber bei aller Sachlichkeit nicht unpoetisch.

Alexander von Humboldt

Bevor er dazu kommt, Venezuela zu beschreiben, hat Alexander von Humboldt auf der Überfahrt schon 155 Seiten Beobachtungen zusammengetragen. Luftströmungen, Luftdruckänderungen, Lufterlektrizität und Temperaturschwankungen, alles, was am Boot vorbeitrieb, jedes Leuchten, die Untiefen und Navigationskorrekturen.

Susan Faye Cannon sieht darin das typische Verhalten eines Vertreters der »Humboldtian Science«, einer für das beginnende 19. Jahrhundert charakteristischen Wissenschaftsbewegung, die von Humboldt zwar nicht begründet, aber gekonnt ausgefüllt wurde. Zentral sind hier Präzisionsinstrumente sowie ein Set von »conceptual tools«: Selbstverpflichtung auf maximale Genauigkeit bei der Messung, ein Bewusstsein der Fehlerquellen, das Überprüfen alter Theorien, die Repräsentation der Ergebnisse in Karten.



nd in der Tat hat Humboldt, schon bevor die Reisebeschreibung in Venezuela ankommt, auch viel von seinen Instrumenten berichtet, ihrer Qualität, ihrer Lagerung, ihren Marken. Er hat sogar die vertrauliche Empfehlung hinzugefügt, sie duplizieren zu lassen, falls eines beschädigt werden sollte, wobei allerdings verschwiegen wird, woher der derart instruierte Leser das Vermögen eines preußischen Hochadeligen nehmen soll.

Doch erst an Land beginnen die Instrumente, sich wirklich auf die Reise auszuwirken.

Missionarsdelegationen haben noch nie einen Inklinationskompass gesehen, Stadthonoratioren müssen mit Experimenten überzeugt werden, selbst die Ausrüstung für kleine Abstecher erfordert zwei Lasttiere, und vor allem der Transport des empfindlichen Barometers bereitet Sorgen: »Wir ließen ihn in den fünf Jahren von einem Führer tragen, der uns zu Fuß begleitete, aber selbst diese ziemlich kostspielige Vorsicht schützte ihn nicht immer vor Beschädigung.«¹

Unbedingt ist Humboldt also der versessene Datensammler, der die damals neueste Technik zum Einsatz bringt. Man beneidet den alten Kapitän nicht um den hochgerüsteten Passagier, der mit seinem wichtigen Sextanten privat mitnavigiert und am Ende tatsächlich besser weiß, wann und wo man anlanden wird. Und genauso porträtiert ihn Kehlmann. Als einen xenophob angewiderten, erlebnisunfähigen Besserwisser, der nur in mathematisch kontrolliertem Gebiet aufblüht und sich mit seinen Geräten künstliche Paradiese schafft. Als Präzisionsfanatiker lehnt dieser Humboldt jeden poetischen Naturzugang ab, ja er blamiert sogar *en passant* die klassische Naturlyrik. Als die von ihm zum Rudern angemieteten Indigenen Alexander von Humboldt bitten, etwas aus seiner Heimat zu erzählen, wehrt dieser ab:

Geschichten wisse er keine, sagte Humboldt und schob seinen Hut zurecht, den der Affe umgedreht hatte. Auch möge er das Erzählen nicht. Aber er könne das schönste deutsche Gedicht vortragen, frei ins Spanische übersetzt. Oberhalb aller Bergspitzen sei es still, in den Bäumen kein Wind zu fühlen, auch die Vögel seien ruhig, und bald werde man tot sein. Alle sahen ihn an. Fertig, sagte Humboldt.²

Es ist faszinierend zu sehen, wie dumm ein Gedicht wirkt, dem man die Konnotationsebene entzieht. Diese Art von Sachlichkeit zieht den Vorhang zu und verbittet es sich, die Natur mit menschlicher Innenwelt aufzuladen. Dieser einzigartige Kommunikationsort für komplexe Stimmungen, moralische Bezüge und Identifikationsmechanismen, den die Naturlyrik der Aufklärung gerade erst mühsam entwickelt hatte: Kehlmanns Humboldt sagt das alles nichts. Er konzentriert sich mit missionarischer Ignoranz auf Naturdetails, deren Quantifizierung es zu sichern gilt. Menschliche Werte und Qualitäten, die in die Wissenschaft nicht integrierbar sind, sind auch im Leben nur noch ein Modus des Hokuspokus.

¹ Alexander von Humboldt, *Reise in die Äquatorialgegenden des neuen Kontinents*, Stuttgart o. J., S. 215

² Daniel Kehlmann, *Die Vermessung der Welt*, Reinbek 2005, S. 128

Seltsam allerdings, dass es hier Kehlmann ist, der dicht macht. Er hat den historischen Humboldt so blind vereinnahmt und plastiniert, dass er die interessanteren Facetten der damaligen Wissenschaftspraxis ausblendet. Ein derart ausgereifter Empiriefetischismus ist womöglich immer, sicherlich aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts reine Fiktion. Hier schreibt sich wie so oft die Wissenschaftsgeschichte rückwärts und verpflanzt spätere Stereotypen. Kehlmann wird seine Bereinigungen bewusst gesetzt haben, um der schärferen Profilierung seiner These willen. Aber Qualitäten und Werte gehen ihm in dieser Geometrie verloren. Das ist die Lizenz historischer Fiktionen. Etwas irreführend fühlt man sich trotzdem. Vor allem weil der hergelachte *common sense* der *Vermessung der Welt* doch sagt: Wie kann man nur die Klassik missverstehen?

Da hätte man doch vielleicht besser hinsehen sollen. Denn wie Hartmut Böhme gezeigt hat, ist es gerade der scheiternde Versuch Humboldts, trotz naturwissenschaftlicher Ausbildung der Klassik treu zu bleiben, der ihn so interessant macht. Gerade Humboldts Bemühungen um eine Integration von Naturwissenschaft und Ästhetik, von Daten und gestalteter Repräsentation, von avanciertem Naturwissen und Anschaulichkeit, von Detailtreue und Ganzheitlichkeit macht seine Leistung aus. Gerade dafür ist er ja auch wiederentdeckt worden, ob in Leo Kreuzers Manifest der »Gruppe 94« (Schiller, Goethe, die Gebrüder Humboldt erfinden beim Kaffee die »andere Moderne«) oder sogar bei Meyer-Abich und Noack (Alexander von Humboldt als Stifter einer ganzheitlichen Naturwissenschaft).

Was auch Kehlmann nicht entgangen sein dürfte, ist zunächst die Sprache, die die Phänomene noch nicht zu toten Fakten sterilisiert. Humboldt beschreibt die Physiognomie von Venezuela komplex, mit großem Ernst und elastischer Genauigkeit im Namen der gesamten literarischen Welt. Nichts verrät den irrwitzigen Materialaufwand der Datenakquise. Repräsentiert werden laufend Dinge der Welt in ihrem Kontext, auch der Forscher selbst ist zuweilen sichtbar, die Beschreibungen sind nicht nüchtern, sondern teilnehmend aufgezeichnet:

3 Humboldt, *Reise*, S. 13
Die Chaymas haben, wie fast alle eingeborenen Völker, die ich gesehen, kleine, schmale Hände. Ihre Füße aber sind groß, und die Zehen bleiben beweglicher als gewöhnlich.³

4 Ebd., S. 264
Wir waren überrascht in dieser Höhe eine Kreuzblüte zu finden.⁴

5 Ebd., S. 272
Pisang- und Vijaoblätter, die seidenartig glänzten, dienten uns nach Landesitte als Tischtuch.⁵

Aus fast allen Beschreibungen spricht eine gewisse ästhetische Sensibilität, die noch Reaktionen des Beschreibenden enthält, ohne diese in den Vordergrund zu stellen. Mögen die Beschreibungen Alexander von Humboldts an Landschaftstableaus aus der Bildenden Kunst erinnern: Der wichtigere Einsatzort der Ästhetik ist die Aisthesis, also die Wahrnehmungskunst, nicht die Darstellung. Die Erschließung der Fakten selbst ist bei Humboldt den sinnlichen Fähigkeiten geschuldet, die Schönheit leitet zu ihrem Zusammenhang.



Christoph Keller
Expedition-Bus, 2001

Dabei herrscht eine klare Hierarchie: Unwissender Genuss und trockene Forschung stehen der angestrebten wissenden Betrachtung gegenüber, die auch einen höheren Genuss verspricht. Auch später im *Kosmos* gibt Humboldt den Anspruch an einen ästhetischen Zugang zu einer Ganzheit der Natur nicht auf: Seine »denkende Betrachtung der Erscheinungen als Naturganzes« entpuppt sich bei genauerem Hinsehen nicht immer als ästhetische Begegnung mit der Natur, sondern mit Theorien über sie, nämlich den Ergebnissen der einzelnen Forschungszweige. Auch ist nicht jeder bereit, diese Art von Naturgenuss mitzuvollziehen. Denn die angenehme Reisebeschreibung ächzt bereits unter einer unübersichtlichen Detailfülle. Fesselnd ist der Bericht nur da, wo die Gegenstände einfach, wunderbar oder sensationell sind: Männer, die Milch, und Fische, die Strom geben, spontane Flammenbildungen in der Luft und Höhlen mit Zehntausenden nachtaktiver Vögel, Erdbeben, Unwetter und ein Pflanzler, der ungesüht sechs seiner acht Sklaven erschlägt.

Je weiter die Naturwissenschaften sich Fakten erschließen, desto schwieriger wird es, sie »schön« zu beschreiben. Die Aufwertung der Ästhetik und Ganzheit durch die Klassik kann diese Elemente nicht auf Dauer in die Darstellung der Naturwissenschaft integrieren. Humboldt gerät mit seinen konträren Loyalitäten ins Schlingern und kann nicht verhindern, dass Naturberichte trocken werden und ästhetische Reflexe verkümmern. Parallel dazu entwickelt sich ein Markt für Populärwissenschaft, der ausgesuchte Phänomenbereiche »wiederverzaubert« vermittelt.

Der vorsichtigen, präzisen Begegnung mit dem Reiseland entspricht auch der Versuch, die Phänomene von mehreren Seiten darzustellen. Richard Heinritz hat im Zuge der Writing-Culture-Debatte die Bedeutung einer »mehrstimmigen« Darstellung in ethnologischen Zusammenhängen betont. Die Fähigkeit, polyphone Perspektiven zu eröffnen, findet er nicht nur bei Humboldt, sondern auch bei Hubert Fichte.⁶

Hubert Fichte

Lapidar schreibt Fichte, aber nicht über die Steine und Bauten, nicht über die materiellen Realitäten des Landes oder seine Natur. Er setzt mitten im imaginären Lateinamerika der Industrienationen ein: Raubüberfälle, Rohstoffe, Unzurechnungsfähigkeit, Waffenhändler, Politmarionetten, schreiende Statistiken und fruchtig-angenehme Luft.

Diese bekannte Gegend ist aber als mehrstimmige Zitatencollage angelegt und wird im Erzählen faktualisiert. So ist es, sagen die Zeitungsausschnitte. Genauso sagen es auch die Zahlen und die »O-Töne«, die einzelnen Figuren, etwa der »Frau des Waffenhändlers«, in den Mund gelegt werden. So ist es, bestätigt die erzählerische Nahaufnahme von Straßengerüchen. Wobei die zuletzt genannten Präsentationsformen als lässliche, formale Täuschungsmanöver anzusprechen wären, denn bei aller *vraisemblance*, bei aller Interviewtechnik dürfte Fichte hier wohl auch Positionen plausibel fingiert und zusammengekurzt haben.

Venezuela tritt in *Petersilie* auf, im zweiten Band mit Berichten von einer breit angelegten Forschungsreise, die Hubert Fichte und Leonore Mau zu den Zentren des afroamerikanischen Synkretismus unternommen haben. Diese schnell wachsende religiöse Bewegung wird als Elendsphänomen



Christoph Keller *Expedition-Bus*, 2001

Neben dem verspiegelten Reisebus steht ein Videoarchiv mit alten ethnografischen Filmen. Sie zeigen schamanische Rituale mit dem »objektiven« Blick der Kamera. Die innere Reise lässt sich nicht dokumentieren.

6 Richard Heinritz, »Mehrstimmigkeit als transkulturelle Erzählform? Zu Reiseberichten Alexander von Humboldts und Hubert Fichtes«, in: *Zeitschrift für Germanistik*, Jg. 13, 2003, H. 1, S. 41–52

kritisch betrachtet: »Dreiviertel der Menschen hungern. Die Welt des Hungers ist eng strukturiert. Es ist zugleich die Welt der ›animistischen‹, der ›schamanischen‹ Religionen, die Welt des Synkretismus; sie bietet kaum die Möglichkeit der Freiheit oder der Flucht für den Einzelnen.«⁷

7 Leonore Mau, *Xango. Die afroamerikanischen Religionen I* (Bildband mit Texten von Hubert Fichte), Frankfurt am Main 1976, S. 7

Der in Venezuela herrschende Maria-Lionza-Kult wird von der »Frau des Waffenhändlers« in einem Atemzug mit teuren Reitpferden und präkolumbianischen Sammlungen genannt. Die Figur ist Hauptinformationsquelle für die Farce und vermittelt die Perspektive der obszön Reichen. Gleich darauf schaltet Fichte die häufig subjektlos formulierte Beobachtungsebene ein und berichtet fast beiläufig von einer kleinen spirituellen Geste mitten in einem Shoppingcenter der Hauptstadt: Ein Schwarzer hält beim Gehen die Hand über den Kopf seines Sohnes – wie um ihn zu beschützen. Es folgen euphorisierte internationale Kriegsgewinnmanager, der Durchschnittslohn eines Kellners, der Durchschnittslohn eines Straßenräubers. Diesmal aber färbt der Zynismus nicht auf die seltsam unmoderne Geste ab, wie es noch bei dem Bericht der »Frau des Waffenhändlers« der Fall war. Stehen bleibt ein fremder Moment, mitten zwischen Kassengeklingel und Warenfetischismus. Fichte ist bei aller Übersicht über die möglichen Unterdrückungstheorien (Synkretismus als Opium fürs Volk, als Instrument der Mächtigen) von der spirituellen Praxis auch fasziniert. Er teilt die durchsichtige, geschmacklose Mischung der Kultinszenierungen abgestoßen mit, andererseits kann er an der Glaubensrealität mehrerer Tausender Kultteilnehmer nicht vorbei, etwa bei einer Osterversammlung am Berg Sorte:

Die Armee verteilt Trinkwasser aus staatlichen Tankwagen.
[...]

Auf der Erde liegt ein Mann mit abgespreizten Armen.

Um ihn ein großer Stern aus Johnsons Babypuder.

Wo die Linien sich kreuzen, brennen Kerzen.

Eine Priesterin, die dicke Zigarre in der Hand, fällt zu ihm herunter. Sie spricht als Indianer.⁸

Der Parkwächter macht nälend die Gläubigen nach, wie sie reden, wenn sie von den indianischen und den afrikanischen Gottheiten besessen werden.⁹

Anders als in den dokumentierten Passagen ist Fichte in einem eingeflochtenen Gespräch mit der Ethnologin Angelina Pollak-Eltz selbst etwas sichtbarer. Die Fragen zielen immer wieder auf die Tranceelemente im Maria-Lionza-Kult und die bisexuelle Freizügigkeit, die den Einflüssen der kubanischen Santeria zugeschrieben wird. Fichte erlebt und dokumentiert auch andere Kulthandlungen, rekonstruiert den Ölreichtum, erwähnt Willy Brandts gute Beziehungen zu Regierungskreisen, besucht die einschlägigen Parks der Schwulenszene und verfolgt über die Medien eine Transvestitenbande, die in einer Nacht bis zu sechs Lokalitäten ausraubt und per Tonbandbotschaft droht, den Polizeichef von Caracas zu töten.

All dies ist im Kontext der 70er Jahre geschrieben, wo auch bei Peter Weiss sowohl Marat als auch de Sade für die Revolution zuständig sind. Die psychische Befreiung rückt als Endmoräne scheiternder gesellschaftlicher

8 Hubert Fichte, *Petersilie. Die afroamerikanischen Religionen IV*, Frankfurt am Main 1980, S. 74

9 Ebd., S. 78

Utopien ins Zentrum des Interesses. In diesem Zusammenhang ist die Trance der afroamerikanischen Religionen als Alternative besonders wichtig. In einem Artikel Fichtes über Jacob Spieths ethnologische Forschungen ist diese Idee bereits angelegt:

Noch ein halbes Jahrhundert später wird die Trance im Vaudou, einer Religion auf Haiti, die den Riten der Togolesen nahe steht, wenn sie nicht gar davon abstammt, als Neurose, als hysterisches Phänomen gedeutet – erst heute beginnt man, die Trance in den Religionen Afrikas und Afroamerikas als eine Art Therapie gegen Neurosen und Psychosen zu beschreiben.¹⁰

10 Hubert Fichte, »Über die Ewe-Stämme von Jakob Spieth«, in: ders., *Homosexualität und Literatur II*, Frankfurt am Main 1987, S. 287–317, hier: S. 313

Fichte ist insofern auch und vor allem auf der Reise zu einem fremden Selbst und Ethnologe in eigener Sache. Längst ist sein Gesamtprojekt von Literaturbeamten wissenschaftlich behandelt, oder, wie Fichte selbst vermutlich denken würde: unpoetisch paraphrasiert und ins Inhumane verzerrt worden. Man hat die Ethnopschoanalyse eines Georges Deveneux und die poetische Ethnografie eines Michel Leiris herangezogen, man hat über »poetische Anthropologie« und »Ethnopoetik« gestritten, dem Autor xenologische Kompetenz bescheinigt und mit den Arbeiten von Claude Lévi-Strauss verglichen.

Ähnlich sind diese Ethnografien in der autobiografischen Perspektive, dem Bekenntnis zu einem ethnopoetischen Projekt, das mehr als Literatur oder Fachdisziplin sein will: ein wissenserzeugender Modus im anthropologischen Sinn. Anlässlich einer deutschen Übersetzung rezensiert Fichte die *Traurigen Tropen* allerdings in Grund und Boden.

Als Einstieg in den Strukturalismus und als Programm einer »vom Naturwissenschaftlichen abgekehrten Wissenschaft vom Menschen«¹¹, die literarisch-subjektive Strategien verwendet, wird Lévi-Strauss' innovative Ethnologie als einflussreiches Buch gewertet. Ein Buch allerdings, das sein eigenes Programm verrät, wenn man Fichtes Meinung folgt.

Wie Lévi-Strauss im Dschungel Chopin summt, wie er stets seine Vorzugsbehandlung einfließen lässt und gelangweilt vom geernteten Erfolg in Paris schreibt, ist für Fichte schier unerträglich. Das Hauptproblem macht er schon am Titel *Traurige Tropen* fest: Lévi-Strauss setzt subjektiv-literarische Strategien ein, um seine Welt, seinen Status als Vertreter der *Grande Nation*, seine Empfindlichkeiten als Intellektueller mitzuschreiben. Literarische Erweiterung der Ethnologie mutiert zu Angeberei und überflüssiger Selbststilisierung: »Dreckige, hungerrnde, überbevölkerte, erodierte, trockene Tropen würde Fakten zu kennzeichnen versuchen, entsetzliche, erschreckende etc. Tropen kennzeichnete die Meinung eines Schriftstellers.«¹² Dieser aber sollte sich nicht zu wichtig nehmen. Fichte sieht also nur die Arroganz einer bestätigungssüchtigen Elite in dieser Position. Der Europäer ist Ornament, überflüssig, da es um die unbekannte Welt da draußen geht. Wenn Lévi-Strauss auch sicherlich herablassend und nicht gerade naiv wirkt, wenn es um Statusventilation geht, so ist sein Mitporträt der eigenen Kultur und der Riten der französischen Ethnologen auch eine Problematisierung des Kommunikationsprozesses. Das morsche, staubige, wurmstichige Leben in den Tropen liegt in den letzten Zügen und entzieht sich unserer Erkenntnis, so der melancholische Tenor. Eine Alternative sucht man dort vergebens. Zu dieser Position verhält sich Fichte nicht. Subjektivität, die nicht ein Instrument der Begegnung mit dem Anderen ist, wird Fichte zu folge missbraucht.

11 Hubert Fichte, »Das Land des Lächelns. Polemische Anmerkungen zu Tristes Tropiques von Claude Lévi-Strauss«, in: ders., *Homosexualität und Literatur I*, S. 319–351, hier: S. 323

12 Ebd., S. 322

Der für Fichte finsterste Satz und zugleich das Prinzip der Strauss'schen Wissenschaft lautet: »Comprendre consiste à réduire un type de réalité à un autre. Verstehen besteht darin, einen Typus von Realität auf einen anderen zurückzuführen.«¹³ Dieser Satz, der nur im französischen Original zu lesen ist, repräsentiert die Summe dessen, was Fichte an dieser Ethnologie verdammenswert erscheint. Er sieht nicht weniger darin als die Rechtfertigung und den Verständnismodus des Kolonialismus, der Folter in Algerien, die Zurichtung des Universitätsdrills, ein faschistisches Muster und all dies unter dem Deckmantel einer Verständnisformel.¹⁴ Dieser Wissenschaftsbegriff ist Teil der Unterdrückung: Abstraktion, die das individuelle Gegenüber ausmerzt, die alles handhabbar, vergleichbar und verwaltbar macht.

Fichte will den Strukturalismus vor allem von der Sprache her kritisieren. Für ihn verstellen die Fachsprachen die Zusammenhänge eher, als dass sie diese aufzeigen könnten. Über eine konkrete ethnologische Beschreibung heißt es: »Es ist ein unfreiwilliger Surrealismus, der nicht der Befreiung des Psychischen dient, sondern einer heftigeren Klausurierung, einer Auslieferung des »Krankenguts«, der »Versuchsperson« an den Wissenschaftler.«¹⁵ Hier hängen absolut gesetzte Superiorität des Forschers und die Sprache, die er verwendet, eng zusammen. Denn solange der Ethnologe das Gegenüber nur durch den Fachjargon hindurch wahrnimmt, ist eine offene Begegnung und Beurteilung nicht denkbar. Die Sprache schafft künstliche Distanz, einen Surrealismus, eine eigene Ebene, in der die verfremdeten Phänomene gefahrlos abgehandelt werden können. Dabei bleibt das System des Untersuchenden unantastbar. Inhuman wird also die Fiktion des zu fremden Fremden. Es muss noch eine gemeinsame Ebene geben, damit der Ethnologe Bezüge zum eigenen Leben herstellen kann. In der Beschreibung zeigt sich das Objektverhältnis, Sprache ist bei Fichte immer Sprachverhalten und insofern tendenziell synonym mit Feinsinn und Fairness.

Fichtes Version der »dichterischen Ethnologie«¹⁶ basiert dementsprechend auf einer allgemeinen, schönen, klaren und immer sachlichen Sprache. Ein Positivbeispiel kommt nicht zufällig aus der Antike:

Hält man dagegen die Sprache der frühen Theoretiker, Verhaltensforscher und Ethnographen – Hesiods, der Vorsokratiker, Herodots – ihren Zauber, ihre Disziplin, ihre Leichtigkeit, ihre Phantasie, ihre Freiheit, ihre Knäppe, kurz: ihre Schönheit, dann begreift man, wie heruntergekommen unsere Auseinandersetzung mit der Welt ist, wie heruntergekommen das fade Paukerrokokko unserer Hochschulen und Magazine.¹⁷

Die Sprache spiegelt also den jeweiligen Umgang mit dem Untersuchungsfeld, den Transport der Fakten in Worte. Zentral für einen produktiven Umgang ist es immer, die Umstände zunächst objektiv, neutral zu Wort kommen zu lassen. Richtig über fremde Kulturen zu sprechen bedeutet also zunächst Dokumentation. Dieses Verfahren hebt Fichte positiv bei dem bereits erwähnten Ethnologen und Missionar Jakob Spieth hervor. Seine Darstellung der Ewe aus dem Jahr 1906 ist heterogen. Sie enthält Statistiken, Protokolle, Interviews in der Sprache der Befragten sowie deren Übersetzung ins Hochdeutsche, Bilder und eigene Stellungnahmen. Spieth schreibt also sein Kompendium bereits ansatzweise in jener Mehrstimmigkeit, die auch der Post-

kolonialismus fordert. Nur so kann eine »Wissenschaft vom Menschen« funktionieren: als humanes Gespräch.

Die Autobiografie ist insofern das angemessene Medium für einen solchen Bericht. Allerdings nicht, um sich eitel selbst in Szene zu rücken, sondern vor allem, weil der gesamte Autor als Forschungsinstrument gefordert ist. Subjektivität, Urteil, Einzelbegegnung – alles, was einer am Wert der Objektivität orientierten Wissenschaft verdächtig ist, steht bei Fichte im Zentrum. Würde sie ihm folgen, würden die Fakten durch Poesie ergänzt. Es geht dabei nicht in erster Linie um die Präzision der Poesie (Karlheinz Barck) in der Wahrnehmung oder der Fixierung des Beobachteten. Auch die Poesis des Wissens (Joseph Vogl), also das konstruktive, kreative Moment, ist nicht der ausschlaggebende Punkt. Die Poesie bringt das integere Subjekt zurück, das vor allem in einem so heiklen Gebiet wie der Ethnologie mit seinem Sprachverhalten ständig kontrolliert werden sollte. Es ist vielleicht kein Zufall, dass sich auch Protagonisten dieser Disziplin wie Clifford Geertz zur Schriftstellerei bekennen:

Wenn Anthropologen uns dazu bringen können, das, was sie sagen, ernst zu nehmen, so hat das weniger mit faktengesättigtem Blick oder mit begrifflich eleganter Pose zu tun als damit, daß sie in der Lage sind, uns davon zu überzeugen, dass das, was sie sagen, ein Resultat davon ist, dass sie eine andere Lebensform wirklich durchdrungen haben (oder, wenn man das vorzieht, sich von ihr haben durchdringen lassen), davon, dass sie auf die eine oder andere Weise wahrhaft »dort gewesen« sind. Und dies, daß sie uns davon überzeugen, daß dieses Wunder hinter der Bühne stattgefunden hat, ist der Punkt, an dem das Schreiben ins Blickfeld gerät.¹⁸

Dies ist für Fichte keine Einbahnstraße: »Es gibt nicht nur eine mögliche Erweiterung der Wissenschaft durch poetische Kategorien – es gibt eine Fundierung des Poetischen durch empirisches und logisches Vorgehen verschiedenen Typus.«¹⁹ Auch die Poesie soll fundierte Fakten vermitteln. Nur dann lässt sie ein Urteil über die Prozesse zu. Dies verdeutlicht auch ein Blick auf den aktuelleren Reisebericht Raul Zelik's *made in venezuela. notizen zur bolivarianischen revolution*²⁰. Ein Land, in dem die Medien zur Oligarchie und die Offiziere zu den Unterprivilegierten halten, ein Land, in dem alle politischen Kräfte ihre eigenen Erzählungen und Schauergeschichten verbreiten, ein Land, in dem die Chavez-Barbie der Maria Lionza inzwischen Konkurrenz macht, zeigt den enormen Bedarf an sachlichen Darstellungen. Solange diese der individuellen Einzelszene verpflichtet bleibt, droht keine Restitution hegemonialer Ansichten. Fichtes Verfahren würde sich sogar eignen, die von Zelik vielleicht etwas optimistisch so genannten rhizomatischen Prozesse abzubilden, die eine enorme Vielfalt von Basisorganisationen in dem Land derzeit proben. Diese Verpflichtung der Literatur auf die Sachbearbeitung ebenso wie die dichterische Anthropologie entspringen auch bei Fichte dem Engagement. Schon mit seinem ersten Buch *Aufbruch nach Turku* wollte er »der künstlichen und zerstörerischen Stärke von Folter und Bodybuilding eine Welt der Scheiternden gegenüberstellen, die sich der schädlichen Normierung entziehen.«²¹ Jetzt, wo die Sprachen sterben, gibt es kaum genügend Laute auf der Welt, um Fichte zuzustimmen. □

13 Ebd., S. 321

14 Ebd., S. 322

15 Hubert Fichte, »Ketzerische Bemerkungen für eine neue Wissenschaft vom Menschen«, in: ders., *Petersilie*, S. 359–365, hier: S. 360

16 Fichte, *Über die Ewe-Stämme*, S. 287

17 Fichte, *Ketzerische Bemerkungen*, S. 360

18 Clifford Geertz, *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*, Frankfurt am Main 1993, S. 15

19 Fichte, *Ketzerische Bemerkungen*, S. 365

20 Raul Zelik, *made in venezuela. notizen zur bolivarianischen revolution*, Berlin/Hamburg 2004

21 Klappentext zu Hubert Fichte, *Der Aufbruch nach Turku*, Hamburg 1963